

*The Prague Spring.* The book contains only one cryptic reference to the vexing issue of Czechoslovakia's suppressed reforms of 1968 and their relevance to current Soviet efforts. In virtually the only concrete example in the section on Eastern Europe he writes that people in Prague (which he visited in April 1987) approve of his reforms. He claims that a young man told him, "Say the truth, beware of the truth, and let others have their truth." Gorbachov does not mention if he knew that this was a paraphrase of John Hus, the fifteenth century religious reformer, and that it was one of the most frequently-cited mottos of the Prague Spring. He replied, perhaps unintentionally complementing the quotation, "and act in conformance with the truth". Gorbachov also apparently told the man, "Often one must retreat a step in order to move forward later. This is a painful process, to rethink, to analyze, and yet again to analyze; but one must not be afraid of doing it." This passage can be deciphered as a reference to the Prague Spring and to related action and attitudes that may need revision, but why must Gorbachov still hide behind such arcane language?

*A View from the Bridge.* Mikhail Gorbachov's book about perestroika can be read as a cultural message to the West. Despite the self-righteousness, ambivalence, and lacunae, it is essentially a moderate and benign signal that a process has started in the USSR whereby a small measure of Western values will be injected into communist political behaviour. It would be silly to expect that this process can begin with Gorbachov's rapid march across the East-West bridge to a democratic Canossa. The Soviet leader's feet remain planted on the communist ground and, while he has begun to look our way, his vision is still obscured by ideological obstinacy. There are still chinks in his shining reformist armour, and we need not refrain from pointing a finger at them. In doing so, we can be heartened by his own conclusion:

I am deeply convinced that the book is not yet finished, nor can it be finished. . . . What looks acceptable and sufficient today may be obsolete tomorrow. . . . In the course of restructuring we are expanding and clarifying our notions about the yesterday, today and tomorrow of socialism.

Amen, so be it. Perhaps it is best to regard this volume as no more than an introduction to a longer book. One hopes that the people who have to live under communism will contribute their own chapters to it.

Munich

Vladimir V. Kusin

*Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. In Zusammenarbeit mit dem Institut für Österreichische Kulturgeschichte und dem Ludwig Boltzmann-Institut für Österreichische Literaturforschung. Bd. I: Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050-1750). Unter Mitwirkung von Fritz Peter Knapp (Mittelalter) hrsg. von Herbert Zeman.*

Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1986, zwei Teile, 1437 S.

Der Titel ist schwierig, wie man liest, und der Gegenstand auch. Sammelwerke haben das mitunter an sich. Die Geduld der Bibliothekare, die im Titel eines solchen Werkes gleich auch noch seine Entstehungsgeschichte festhalten müssen, wird man

immer bewundern. Bis uns eines Tages vielleicht doch der Computer abnimmt, was der Menschegeist allein leider nicht bewältigen konnte.

Das gilt, wie gesagt, in diesem Fall nun eben auch vom Gegenstand. Der erste Halbband – auch da fragt der geneigte Leser, warum eine vorausschauende Planung nicht einfach die Bände durchzählen ließ – Band I, Teil 1 also – setzt ein mit der Babenberger-Herrschaft. Band I, Teil 2 hat schon die böhmischen Länder eingeschlossen und expandiert mit den siegreichen Türken-Feldzügen gegen Südosten. Aber was den Südosten betrifft, bleibt es dann doch bei einer „Skizze österreichisch-ungarischer Literaturkontakte“ von György Walkó auf 20 Seiten, die auch gleich bis ins 20. Jahrhundert führt, nach ihrem Obertitel auf Divergenzen und Konvergenzen gerichtet. Und die böhmischen Länder, seit 1526 mit dabei, bilden für die Konzeption des Ganzen ein dezidiertes Hemmnis. Walter Schamschula konstatiert in der Einleitung seines Essays von 13 Seiten über die Literatur der Tschechen im Habsburger-Reich: „Es ist keine Übertreibung – und die folgenden Ausführungen sollen es stützen –, daß an der Nichtintegration gerade der tschechischen Nationalkultur letztlich die Idee der Donaumonarchie als eines Vielvölkerstaats zerbrochen ist“ (S. 767).

Was ist dann eigentlich österreichische Literatur? Es ist die, nach dem Ausweis des Doppelbandes, vornehmlich deutsch geschriebene Literatur in dem jeweils als „Österreich“ definablen Länderkomplex, den zunächst die Babenberger und dann eben die Habsburger beherrschten. Daß diesem Komplex allmählich etwas im geistigen Leben seiner Literaten gemeinsam wurde, und daß es sich mit Nutzen zum Konzept einer weitgespannten Darstellung wählen läßt, wird kein Kundiger bestreiten. Nur: Mußte diese Konzeption um 1050 ansetzen, als sich aus dem bayerischen Herzogtum eben noch kein Österreich entwickelt hatte, was sich mit Recht niederschlägt in dem von Max Pörnbacher und Benno Hubensteiner herausgegebenen ersten Band einer „Bayerischen Bibliothek“? Und muß danach etwas Österreichisches hypostasiert werden, anstelle der nüchternen Beobachtung von Entwicklungen, die allerdings seit dem 13. Jahrhundert erstmals Zusammengehörigkeitsthemen aufkommen lassen in einem Raum, den erst die Habsburger vom 14. Jahrhundert an allmählich mit Umsicht und später auch noch mit Glück zu dem bewußten Ganzen zusammenschließen? Muß man unter diesen Umständen dem mysteriösen „Mitteleuropa“, das in der französischen Perspektive für gewöhnlich schlechthin mit dem habsburgischen Imperium identifiziert wird, einen österreichischen Stempel aufdrücken und obendrein noch die Bindungen von Raum, Gesellschaft, Sprache und Herrschaft vermengen? Daß diese Bindungen miteinander irgendwann einmal sich mischen, und daß es sehr reizvoll ist, und auch sehr wichtig für die Erkenntnis von Literatur ebenso wie von Geschichte, solche Mischungen einigermaßen zu diagnostizieren und in ihrem Ursprung zu erklären, das sei unbenommen. Das hätte eigentlich eine interessante Aufgabe für dieses Unternehmen sein können. Die Einleitung des Herausgebers zum 2. Halbband führt leider nicht zu solchen Gedankengängen. Aber dann hätte es doch wenigstens der in vielen Lebensbezügen trefflich bewährten Zurückhaltung in der österreichischen Mentalität entsprochen, von „Literatur in Österreich“ zu reden und nicht von „Österreichischer Literatur“. Unter diesem Vorbehalt gelten die Beiträge in diesem Doppelband nun eben leider nur für sich. Danach wären, im Hinblick auf das böhmische Interessenfeld, außer Schamschulas Abriß der „Literatur der Tschechen im Habsburger-

Reich“ (S. 767–779), mit treffenden Einsichten; eine informative Würdigung des Bohuslav Lobkowicz von Hassenstein, zum Problem von Reise, Rezeption und Humanistischer Bildung, von Wolfgang Neuber (S. 833–850); und ein Beispiel zur literarischen Rezeption der „Böhmischen Chronik“ des Václav Hájek z Libočan, wieder aus der sachkundigen Feder von Walter Schamschula (S. 851–863), zu nennen.

In diesem Rahmen wirkt der Beitrag von Erich Trunz wie ein erratischer Block. Er umfaßt 100 Seiten (S. 865–964), eine eigene Bibliographie von 20 Seiten und 46 Abbildungen. Der Beitrag entstand bereits vor 45 Jahren, als sein Autor noch als Ordinarius für Deutsche Literatur an der Prager Universität wirkte, und wurde jetzt bibliographisch auf den neuesten Stand gebracht. Überholt ist er durch neuere Arbeiten nicht.

Trunz entwickelt sein Thema auf einem weiten gesellschafts- und gedankengeschichtlichen Horizont mit europäischem Niveau: Pansophie und Manierismus im Kreise Kaiser Rudolfs II. Die Zeitlage, Hofgeschichte, Personalbeziehungen, die Entwicklung der Wissenschaften, die Emblematisierung als eine besondere Kunst der Verankerung eines neuen symbolischen Denkens, nachdem die scholastische Weltdeutung ihre Anziehungskraft verloren hatte, das führte ihn zunächst einmal zum Verständnis der Gedankenwelt Rudolfs und seines Kreises, den der Kaiser geduldet, aber niemals organisiert hatte. Es gab keine Hofakademie. Aber „weil es ein Hof ohne höfische Konvention war, ein Menschenkreis mit vielen musisch Begabten, gab es hier manches, was einmalig war und in dem ganzen Jahrhundert unerreichbar, vom Großen – Keplers Erforschung der Weltharmonik – bis zum Kleinen – den Musiknoten unter dem Kupferstich“ (S. 958). Trunz sucht, natürlich nicht als ein Beispiel für österreichische Literatur, sondern für räumliche Bindungen unter dem Vorzeichen politischer Struktur, ideelle Wechselwirkungen zu erfassen, die für die Geschichte der europäischen Intellektualität offenbar von großer Bedeutung waren, über die räumlichen und personellen Zufälligkeiten hinaus, als es darum ging, neue Orientierungen zu finden. Gerade die Naturwissenschaften, Medizin, Chemie, Botanik, vornehmlich aber die bekannte Prager Astronomie, suchten in der pansophischen Vorstellung der Weltharmonie Halt, nachdem sie das kirchliche Lehrgebäude hinter sich gelassen hatten. Das zeigt Trunz in mancher Einzelheit besonders deutlich und im Ganzen eindrucksvoll. Natürlich kommt dabei auch die Literatur zu ihrem Recht, die lateinische und die deutsche besonders.

Wie das aber im Rahmen von „Österreichischer Literatur“? „Wollte also jemand um jeden Preis an der einfachsten Definition des Begriffs ‚Nationalliteratur‘ festhalten, hätte er's verhältnismäßig leicht: Österreichische Literatur ist, die von Österreichern für Österreicher geschrieben wird, und ungarische, die von Ungarn für Ungarn geschriebene – ungeachtet in welcher Sprache ... (S. 793). Damit hat G. Walkó – unter seinen Perspektiven – eine Summe aus dem vorliegenden Sammelwerk gezogen. Und er weiß dazu eine einsichtige, eine funktionale Erklärung: „Die bekannten historisch-geographischen Produkte“, wonach man in Böhmen wie in Ungarn bis ins 20. Jahrhundert eben auch deutsch gelesen habe und folglich auch eine fremde Literatur Eingang fand. „Aber auch umgekehrt: Texte von nationaler Bedeutung wurden in diesen Ländern deutsch verfaßt, damit sie nicht nur innerhalb, sondern auch außer-

halb der Grenzen Widerhall finden. Im Donaauraum muß man sich mit der Kompliziertheit der Erscheinungen abfinden.“

Bochum

Ferdinand Seibt

*Zöller, Erich (Hrsg.): Revolutionäre Bewegungen in Österreich.*

Österreichischer Bundesverlag, Wien 1981, 175 S. (Schriften des Instituts für Österreichkunde 38).

„Revolution“ ist ein Leitbegriff der modernen Geschichte. Ursprünglich in der astrologischen Terminologie beheimatet, hat er sich in Neuzeit und Moderne mehr und mehr zu einer politischen Metapher entwickelt. Heute ist die Revolutionsforschung ein wissenschaftlicher Aufgabenbereich, um dessen Erschließung sich Geschichte und Geschichtsphilosophie genauso bemühen wie Politologie und Soziologie.

Die Vielfalt des Forschungsinteresses hat einen ebenso vielfältigen Revolutionsbegriff herausbilden lassen. Wir sprechen von einer „industriellen Revolution“, einer „sozialen“, einer „politischen“, einer „wissenschaftlichen“, von einer „Weltrevolution“, einer „Kulturrevolution“, einer „Konterrevolution“, von einer „permanenten Revolution“ usw. In dieser allgemeinen Breite meint „Revolution“ nicht mehr als einen tiefgreifenden Veränderungsprozeß. Will man diesen näher bestimmen, muß unter Abklärung des jeweiligen Vorverständnisses und Erkenntnisinteresses ein spezifischer Revolutionsbegriff herausgearbeitet werden.

Der vorliegende Sammelband, dessen Beiträge einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren umfassen, trägt einer solchen theoretischen Vorverständigung Rechnung, indem er den neun Einzelreferaten einen begriffsgeschichtlichen Abriß (Gerhard Botz) voranstellt. Neben den semantischen Aspekten gilt hier das Hauptaugenmerk den verschiedenen Revolutionstheorien, von den konservativen Revolutionsgegnern wie Metternich und Hegel über den Anarchismus und den Marxismus bis hin zu den modernen historisch-sozialwissenschaftlichen Beschreibungsmodellen. Botz selbst legt sich nicht auf die Verwendung einer bestimmten Revolutionstheorie und eines spezifischen Revolutionsbegriffs in der Geschichte fest, ohne damit jedoch einer begrifflichen Unschärfe das Wort reden zu wollen: „Erfahrungsgemäß sollen Begriffe nicht zu allgemein und inhaltsleer, aber ebenso wenig allzu eng und inhaltsreich angelegt sein, wenn sie zu einem Begreifen von konkreter gesellschaftlicher Wirklichkeit dienlich sein sollen“ (S. 23).

Für eine Revolution im eigentlichen, nicht metaphorischen Sinne macht er zwei wesentliche Einschränkungen: Zum einen muß es sich um eine überwiegend vom „gesellschaftlichen Unten“ ausgehende Massenbewegung handeln, so daß eine „Revolution von oben“ ausgeschlossen bleibt; zum anderen will er darunter keine zeitübergreifende Kategorie verstehen, sondern ein historisch begrenztes Phänomen, insofern Revolutionen „nur in modernen, differenzierten und hochgradig interdependenten Gesellschaften wirksam werden können“ (S. 24). Das aber hat unmittelbar Relevanz